

Was man wissen kann

Oder: Gedanken zur Erkenntnisfähigkeit der
Literaturwissenschaft am Beispiel der Rede von den
Werther-Selbstmorden

KATJA MELLMANN

In recent introductions to German literary studies one reads that the publication of Goethe's *The Sorrows of Young Werther* was followed by a veritable wave of suicides among its readers. However, according to two studies that have collected and reexamined the few hints we have about such alleged cases the story of the suicide wave seems to be a myth rather than an accurate historical account. Why, then, do we still spread this myth? First, I outline a number of cognitive predispositions that might be responsible for the intuitive plausibility of the suicide story. Second, I try to explain why even in academic writing we often succumb to these cognitive tendencies. I propose that our discipline suffers by generally undervaluing empiricism and that this calls for revision.

I. Der Werther-Mythos

In einem der vielen neuen Studienbücher für unser Fach (ersch. 2008; laut Verlagswerbung: »Für Ihren sicheren Studienerfolg«) liest man, der Protagonist von Goethes *Die Leiden des jungen Werthers* sei »zum realen Vorbild für seine Leserinnen und Leser« geworden: »Sein Selbstmord am Ende des Romans wurde nachgeahmt«. ¹ Eine einbändige Geschichte der deutschen Literatur von 2011 weiß gar zu berichten: »Der Roman löst[e] eine Selbstmordwelle unglücklich Verliebter aus«; und in einem 2009 erschienenen Sammelbandbeitrag (der sich laut Fußnote »als einführende Vorlesung in das Thema« versteht) heißt es:

Man wollte [...] nicht nur so riechen wie Werther, man wollte sich nicht nur so kleiden wie Werther, und man wollte nicht nur so fühlen und lieben wie Werther

¹ Die ersten drei Zitate dieses Aufsatzes werden nicht nachgewiesen. Denn es geht mir nicht um eine Kritik an einzelnen Forschern oder einer bestimmten Textsorte, sondern um die Kritik eines im Folgenden näher zu spezifizierenden literaturwissenschaftlichen Darstellungsschemas, für das sich die Rede von den Werther-Selbstmorden als besonders deutliches Beispiel eignet und zu dessen Illustration die zitierten Aussagen erhalten müssen.

– leider erschoss man sich auch wie Werther. *Es gab eine regelrechte Selbstmordwelle, wobei man bis heute nicht genau weiß, wie hoch die Welle tatsächlich schlug:* Die theologische Fakultät in Leipzig stellte jedenfalls fest: Der Roman empfehle den Selbstmord [Herv. K. M.].

Es gab also eine ›regelrechte Welle‹² – von deren ›tatsächlicher Höhe‹ man allerdings nichts Genaueres weiß? Das mag schon rein sprachlogisch stützen machen. Und erstaunlich scheint überdies, dass man über ein so berühmtes Werk eines so umfassend erforschten Autors nicht mehr wissen kann. Aber, gottlob, so verhält es sich auch nicht. In der Tat wissen wir dank einer langen Forschungstradition zur *Werther*-Wirkung sehr viel über die Erstrezeption dieses epochemachenden Werkes. Nach den grundlegenden Quellendarstellungen Appells, Hünichs, Rosts, Göres,³ Jägers und Flaschkas³ haben sich in neuerer Zeit Achim Hölter⁴ und Martin Andree⁵ sehr verdient darum gemacht, insbesondere die Quellen zur Frage der mutmaßlichen Selbstmorde in *Werther*-Nachfolge erneut aufgesucht und überprüft zu haben.

Andree hat Hinweise auf insgesamt 14 mögliche Fälle von *Werther*-Selbstmorden zusammengestellt, die ich in der folgenden Liste noch um einen bei Matthias Luserke⁶ genannten Fall ergänze; dreizehn davon entfallen auf den Zeitraum bis 1790, die übrigen zwei ereignen sich erst in den 1830er Jahren:

² Zwei Seiten später ist etwas präziser die Rede »von Selbstmorden, die tatsächlich stattfanden und die – aufgrund welcher Indizien auch immer – von Beobachtern auf Goethes Roman ursächlich zurückgeführt wurden«, und die »Selbstmordwelle« wird im Weiteren eher als Diskurs- denn als Realphänomen behandelt. Meine Kritik richtet sich auf die gleichwohl gedruckte Aussage »Es gab eine regelrechte Selbstmordwelle«.

³ Johann Wilhelm Appell, *Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Litteratur*. Oldenburg 4., verb. und verm. Aufl. 1896; Fritz Adolf Hünich, *Aus der Wertherzeit*. In: *Jahrbuch der Sammlung Kippenberg* 4 (1924), S. 249–281; Hans Rost, *Bibliographie des Selbstmords*. Mit textlichen Einführungen zu jedem Kapitel. Augsburg 1927, bes. S. 316–326; Jörn Göres (Hg.), *Die Leiden des jungen Werthers*. Goethes Roman im Spiegel seiner Zeit. Eine Ausstellung des Goethe-Museums Düsseldorf. Düsseldorf 1972; Georg Jäger, *Die Wertherwirkung. Ein Rezeptionsästhetischer Modellfall*. In: Walter Müller-Seidel (Hg.), *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*. München 1974, S. 389–409; Horst Flaschka, *Goethes Werther. Werkkontextuelle Deskription und Analyse*. München 1987, bes. S. 239–298.

⁴ Achim Hölter, *Wie tödlich war das Werther-Fieber? Projektbericht von einer empirischen Untersuchung*. In: Nicolás Jorge Dornheim/Lila Bujaldón de Esteves/Claudia Garnica de Bertona (Hg.), *Fervor de centenarios (Goethe, Humboldt y otros estudios)*. Mendoza 2001, S. 25–53.

⁵ Martin Andree, *Wenn Texte töten. Über Werther, Medienwirkung und Mediengewalt*. München 2006, bes. S. 175–197.

⁶ Matthias Luserke, *Der junge Goethe. »Ich weiß nicht warum ich Narr soviel schreibe«*. Göttingen 1999, S. 127.

Fall Nr.	Suizident		Ort	Zeit	mitgeteilt von	vgl. Hölter, Seite	vgl. Andree, Seite
[1]	»eine sonst verstaendige aber etwas hysterische Person«	♀		vor dem 17. Januar 1775	Nicolai (an Isaak Ise-lin)	–	176
[2]	»ein junger Herr von Lütichow«	♂		vor dem 1. Mai 1775	Lichtenberg (an Dietrich) (»Ist es wahr, daß . . . ?«)	37	176
[3]	Marie Magdalene Charlotte Ackermann	♀	Hamburg	1775	diverse ⁷	–	–
[4]	»ein junger Mensch, der Karstens heißt«	♂	Kiel	vor dem 21. März 1777	Lucie Auguste Jensen (an J. E. J. Dahlmann)	35	176 f.
[5]	Christel von Laßberg	♀	Weimar	16. Januar 1778	diverse	34	177
[6]	Hauptmann Gottlieb Georg Ernst von Arenswald	♂		29. Sept. 1781	diverse	34 f.	177 f.
[7]	»Ein junger Mensch in ***«	♂		bis 1782	<i>Authentische Briefe des Hauptmanns von Arenswald</i> (1782)	–	178 f.
[8]	Miss Glover	♀	London	vor Nov. 1784	<i>Gentleman's Magazine</i>	33	180
[9]	Franziska von Ickstadt	♀	München	14. Januar 1785	diverse	37 f.	183–187
[10]	»L«	♀		bis 1785	<i>Magazin zur Erfahrungsseelenkunde</i>	34	179
[11]	eine Nonne	♀		1787	Renatus Carl von Senckenberg	–	180 f.
[12]	»Monsieur Matheij«	♂	Utrecht	vor dem 6. April 1789	Jan Carel van der Muelen (Tagebuch)	33	181 f.
[13]	»ein Schustergeselle«	♂	Halle	bis 1790	Julius Friedrich Knüppeln, <i>Über den Selbstmord</i> (1790)	36	183
[14]	Auguste Sautelet	♂	Frankreich	12./13. Mai 1830	Fernand Baldensperger, <i>Goethe en France</i> (1904)	33	183
[15]	Carl von Hohenhausen	♂	Bonn	1833	Appell (ohne Quellenangabe)	39	183

⁷ Vgl. Göres (Anm. 3), S. 166 f. (Objekte Nr. 331 u. 332).

Ob sich in solchen Fällen überhaupt sinnvoll von *nachgeahmten* Selbstmorden sprechen ließe, soll hier nicht weiter erörtert werden;⁸ im vorliegenden Zusammenhang geht es allein um die Frage, ob es überhaupt eine relevante Anzahl von Suiziden nach 1774 gegeben hat, für die – unbesehen der damit unterstellten Kausalität – ein *Werther*-Bezug als verbürgt angesehen werden kann.⁹ Und hinsichtlich dieser Frage geben die Nachforschungen von Hölter und Andree eine ziemlich deutliche Auskunft:

Mit Ausnahme der anonym herausgegebenen *Authentischen Briefe des Hauptmanns von Arenswald* (Fall 6), wenn sie denn authentisch sind, liegen uns, wie Andree mehrfach betont, immer »nur kommentierende Texte«, keine Selbstzeugnisse vor: »Einige sind äußerst fragmentarisch, andere detailgenauer, einige wirken authentisch, andere erscheinen stark stilisiert. Zudem bleibt unentscheidbar, welche Inhalte bloß medienkritischen Projektionen entstammen.«¹⁰ Trotzdem hält Andree – ein wenig im Widerspruch zu seinen eigenen Ergebnissen, aber treu dem suggestiven Titel seiner Studie (*Wenn Texte töten*; mit Blutfleck auf dem Cover) – an einer starken *imitatio*-These fest und erwägt eine höhere »Dunkelziffer«¹¹ von *Werther*-Selbstmorden. Berücksichtigt man jedoch, dass einige Diskursteilnehmer ein großes Interesse daran zeigten, die Gefahr, die ihrer Ansicht nach von Goethes Buch ausging,¹² zu beweisen, kann man wohl davon ausgehen, dass eindeutigere Fälle, wenn sie denn zur Verfügung gestanden

⁸ Dazu Andreas Bähr, *Der Richter im Ich. Die Semantik der Selbsttötung in der Aufklärung*. Göttingen 2002, S. 235–258; Katja Mellmann, *Das Buch als Freund – der Freund als Zeugnis. Zur Entstehung eines neuen Paradigmas für Literaturrezeption und persönliche Beziehungen, mit einer Hypothese zur Erstrezeption von Goethes *Werther**. In: Hans-Edwin Friedrich/Fotis Jannidis/Marianne Willems (Hg.), *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*. Tübingen 2006, S. 201–240; hier S. 219–230; Dies., *Emotionalität und Verhalten. Eine literaturpsychologische Kritik des Werther-Mythos*. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 54 (2007), S. 328–344.

⁹ Drei weitere zeitnahe Suizidfälle ohne *Werther*-Bezug nennt Hölter: zwei bei Knüppeln genannte weibliche Selbstmörderinnen (vor 1790) und den Suizid eines 23-jährigen Freiburgers (April 1786); vgl. Hölter (Anm. 4), S. 36 f.

¹⁰ Andree (Anm. 5), S. 183.

¹¹ Ebd., S. 187.

¹² Vgl. Flaschka (Anm. 3), S. 273 f., zu dem »vorgreifende[n] Wirkungsdefätismus« der Aufklärer. Bähr sieht darin eine Nebenfolge der »Ausdifferenzierung der Wissenschaften, in deren Rahmen die moralische Verurteilung von Handlungen begleitet wurde von der Suche nach praktischen Möglichkeiten, verurteilenswerte Handlungen zu verhindern«, und deutet die Selbstmorddebatte im Kontext des *Werther*-Romans »als ein Instrument moralischer Auseinandersetzung in einer Gesellschaft, die mit den Aporien ihres eigenen Selbstverständnisses zu kämpfen hatte«; Bähr (Anm. 8), S. 235 f. Zur »Selbstmordwelle« als Diskursphänomen im anbrechenden Zeitalter medialer Massenkommunikation siehe auch die Analyse von Julia Schreiner, *Jenseits vom Glück. Suizid, Melancholie und Hypochondrie in deutschsprachigen Texten des späten 18. Jahrhunderts*. München 2003, S. 265–278.

hätten, uns heute nicht unbekannt, sondern bis ins Kleinste dokumentiert wären.¹³ Entsprechend resümiert Hölter den derzeitigen Wissensstand:

vergessen wir nicht, wie nebulös in den meisten Fällen die Details sind, und wie fragwürdig zuweilen die Zuordnungen zum *Werther*. Die Wahrheit wird, soviel ist absehbar, in der Mitte liegen: wenige Selbstmordfälle, untereinander nicht nachweislich verbunden, mehr Fälle, die mit zweifelhaftem Recht mit Goethe-Lektüre in Zusammenhang gebracht wurden, aber (fast sicher) keine Selbstmordepidemie mit deutlichem An- und Abschwelen. [...] Ein aufklärerisches, ein etwas langweiliges Resultat vermutlich.¹⁴

Und er stellt die berechtigte Frage:

Also: Wenn denn eine Selbstmordwelle nicht stattfand, was bedeutet der offenbar vorhandene Wille, daß es diese Welle gegeben haben soll? In wessen Interesse liegt diese Behauptung? Und warum kolportiert die Germanistik ungeprüft scheinbare Fakten?¹⁵

Hölter meint, die Antwort auf diese Fragen falle »nicht schwer«, und begründet die problematische Darstellungstendenz unter Germanisten mit der Legitimationskrise der Literaturwissenschaft. Eine solche Darstellung der *Werther*-Wirkung sei ein »erinnerungsstarker und offenbar einleuchtender Beleg [...] für die Wirkungsmacht von Literatur«, ergo für deren gesellschaftliche Bedeutung und damit auch für die gesellschaftliche Bedeutung der mit Literatur besetzten akademischen Disziplinen.¹⁶

Damit wird die (Dauer-)Legitimationskrise des Faches, die schon als Erklärung für so vieles herhalten musste, vielleicht etwas überstrapaziert. Mir scheint, das Problem liegt tiefer. Vielleicht haben ja nicht nur ›die Medien‹ ein Interesse daran, »alle Nachrichten in einen leicht konsumierbaren Kausalzusammenhang zu bringen, [...] weil solche Kurzschlüssigkeiten die Bequemlichkeit des menschlichen Denkens bedienen«, sondern – da man diese Bequemlichkeit nach Hölters eigener Auffassung »in gewissem Grad für universell halten« darf¹⁷ – auch die Literaturwissenschaften. Die Frage wäre also eher, woher dieser zählebige Darstellungstopos seine intuitive Plausibilität bezieht. Woher kommt diese (offenbar selbst für ausgesprochen nüchtern argumentierende und quellennah arbeitende Literaturwissenschaftler, wie die eingangs zitierten, nahezu unwiderstehliche) Verführungskraft des Werther-Mythos? *Warum* ist diese karikatureske Darstellungsweise so »erinnerungsstark« und »einleuchtend«, so »leicht konsumierbar« und der »Bequemlichkeit des menschlichen Denkens« entgegenkommend – und das historisch-empirische Resultat so viel »langweiliger«?

¹³ Vgl. auch Hölter (Anm. 4), S. 30 f.

¹⁴ Ebd., S. 43; vgl. auch schon Luserke (Anm. 6), S. 127 f.

¹⁵ Hölter (Anm. 4), S. 43.

¹⁶ Ebd., S. 43 f.

¹⁷ Ebd., S. 38; vgl. ebenso Andree (Anm. 5), S. 194, und Mellmann, Emotionalität (Anm. 8), S. 333, 336 u. 341 f.

II. Das Darstellungsschema des einfachen Ursache-Wirkungs-Verhältnisses

Die Einsicht, dass Geschichtsschreibung – also auch Literaturgeschichte – immer eine Konstruktion ist und dass wir dazu neigen, Sachverhalte ›narrativ‹ zu strukturieren, d. h. in ein vereinfachendes Plot-Schema zu pressen, das die Wirklichkeit u. U. nicht ganz adäquat wiedergibt, ist längst zu einem Topos der geisteswissenschaftlichen Selbstreflexion geworden. Methodologisch fruchtbar werden diese Gemeinplätze, wenn man genauer nachfragt, nach welchen Schemata solche narrativen Konstruktionen im Einzelnen strukturiert sind und woher diese Schemata kommen. Ich vermute, dass es sich bei dem Schema, das der *story* von den Werther-Selbstmorden zugrunde liegt, um ein biologisch verankertes Denkmuster¹⁸ handelt und sich die intuitive Plausibilität des Werther-Mythos aus dieser Affinität zu unserem evolutionären kognitiven Erbe erklärt. Insbesondere zwei evolutionsbiologisch sinnvoll herzuleitende kognitive Tendenzen scheinen mir hier ausschlaggebend: eine Präferenz für Ursache-Wirkungs-Verhältnisse als solche und eine Präferenz für Monokausalität.

Die erste Präferenz lässt sich umformulieren in den kognitiven Suchimpuls¹⁹ ›Finde eine Ursache!‹ Mit anderen Worten: Es ist ein überlebens-technisch sehr sinnvolles kognitives Verfahren, Ereignisse in Form von Ursache-Wirkungs-Verhältnissen aufzufassen. Kausalität ist höchstwahrscheinlich eine angeborene Kategorie, mithilfe derer wir generell und spontan Erfahrung verarbeiten. Besonders bei bedrohlichen, stressinduzierenden Erfahrungen war es evolutionsgeschichtlich vermutlich eine äußerst erfolgreiche Strategie, seine Aufmerksamkeit auf die Identifikation der Ursache (resp. des Verursachers) zu konzentrieren und seine Bewältigungsanstrengungen auf die Beseitigung dieser Ursache zu fokussieren. Ist eine solche Denkfigur aufgrund dieses adaptiven Werts aber erst einmal genetisch fixiert, kann sie sozusagen zur Obsession werden, d. h. das Schema ›Ursache/Wirkung‹ kann nicht nur in den evolutionär ausschlaggebenden Fällen von Problembewältigungen appliziert werden, sondern auch in einer Reihe anderer Fälle, z. B. wenn gar keine beunruhigende ›Wirkung‹ vorliegt, sondern lediglich antizipiert wird anlässlich von Erfahrungen, die als mögliche ›Ursache‹ von beunruhigenden Wirkungen infrage kommen. Anders gesagt: Homo sapiens denkt nicht nur beständig über die Ursache mutmaßlicher Wirkungen nach, sondern auch über mögliche Wirkungen mutmaßlicher Ursachen.

¹⁸ Dieses Denkmuster gehört wohl in eine Reihe mit den evolutionär begründeten ›Denkfallen‹ und ›biogenen Irrtümern‹, die Karl Eibl gesammelt hat und an denen eine ›biologische Ideologiekritik‹ anzusetzen hätte; vgl. Karl Eibl, *Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn 2004, S. 292–301; Ders., *Kultur als Zwischenwelt. Eine evolutionsbiologische Perspektive*. Frankfurt/M. 2009, S. 118–140.

¹⁹ Ich verwende den Begriff nach Eibl, *Animal* (Anm. 18), S. 86–88.

Die Kriterien zu bestimmen, nach denen ein Ereignis als potentielle Ursache möglicher schwerwiegender Folgen aufgefasst wird, ist schwieriger. Denn hier spielt vorgängige Erfahrung, also kulturelles Lernen, sicherlich eine große Rolle. Warum suchen wir bei einem epochemachenden Werk von *dem* deutschen Klassiker schlechthin eher nach denkbaren ›Wirkungen‹ als bei einem beliebigen Werk eines unbekanntenen Autors? Das hat kulturelle Gründe, die Hölter mit seiner Annahme, dass die von uns gepflegte Kanonliteratur einfach Bedeutung haben *soll*,²⁰ wohl schon recht treffend bezeichnet hat. Meiner Auffassung nach ist diese Erklärung allerdings schon ausreichend; ein Wunsch nach einer davon abhängigen Bedeutung des eigenen Fachs ist eine unnötige Zusatzannahme. Die Befriedigung des Bedürfnisses nach Ursache-Wirkungs-Konstruktionen in (nach unterschiedlichen biologischen²¹ und kulturellen Regeln) hervorgehobenen Fällen reicht m. E. schon aus, um die Kolportage falscher ›Wirkungs‹-Fakten im Fall von Goethes *Werther* zu erklären.

In der Rede von der *Nachahmung* Werthers tritt allerdings noch eine zweite kognitive Präferenz gestaltend hinzu: die Präferenz für Monokausalität. Da genetische Evolution nicht an kognitiven Kategorien selbst, sondern an dem von ihnen angeleiteten Handeln angreift, mag es eine höchst adaptive kognitive Strategie dargestellt haben, sich immer auf *eine* Ursache zu konzentrieren, an der dann konkretes Handeln ansetzen kann. Multifaktorielles Denken fällt uns generell eher schwer. Im Fall der Rede von den Werther-Selbstmorden äußert sich diese kognitive Tendenz darin, dass die Beweggründe für die einzelnen Suizide sowohl in den zeitgenössischen Beschreibungen als auch in den aktuellen ›einführenden‹ literaturgeschichtlichen Wiedergaben kaum thematisiert werden – es sei denn, sie sind identisch mit Werthers (angenommenen) Beweggründen und taugen somit als Beleg für die vermeintliche nachahmende Identifikation. Die verkürzende Rede von der Selbstmordwelle in literaturgeschichtlichen Darstellungen ist freilich nicht der Ort, tiefeschürfende Einzelfallstudien zu präsentieren, aber etwas erstaunen mag es doch, dass die Gründe, weshalb sich jemand immerhin das Leben nimmt,²² so gar keine Rolle spielen, sondern man sich in einer Art Salon-Behaviorismus damit zufrieden gibt, dass die betreffenden Suizidenten (wahrscheinlich, vielleicht) den *Werther* gelesen haben.

²⁰ Vgl. Hölter (Anm. 4), S. 43 f.

²¹ Eine weitere möglicherweise mit hineinspielende biologische Disposition mag der Antrieb, Gefahrensituationen zu kommunizieren, sein; vgl. Katja Mellmann, *Is Storytelling A Biological Adaptation? Preliminary Thoughts on How to Pose That Question*. In: Carsten Gansel/Dirk Vanderbeke (Hg.), *Telling Stories. Literature and Evolution*. Berlin, New York 2012, S. 30–49; hier S. 41 f. Diese Disposition könnte auch verantwortlich sein für die beobachtbare Tendenz zum hyperbolisierenden Tradieren schrecklicher Geschehnisse (ich danke Katerina Kroucheva für den Hinweis auf dieses Phänomen), wie sie sich in zahlreichen ›urban legends‹ manifestiert und aus vereinzelt Fällen oder bloßen Befürchtungen leicht eine ›regelrechte Welle‹ machen kann.

²² Siehe dazu die Studie von Bähr (Anm. 8).

Die hier vertretene These besteht also in Kürze in der Annahme, dass zwei genetisch verankerte kognitive Dispositionen – die Tendenz, die Wirklichkeit nach Ursache-Wirkungs-Verhältnissen zu strukturieren, und die Tendenz, auf eine einzige Ursache zu fokussieren – dafür verantwortlich sind, dass der Werther-Mythos trotz entgegenstehender Evidenz immer noch kolportiert wird. Die beiden kognitiven Tendenzen konstituieren ein intuitiv plausibles Schema für Ereignisabfolgen (›Geschichten‹), das innerhalb der allgemeinen Tendenz, Wirklichkeit ›geschichtsförmig‹ zu repräsentieren, eine hohe Attraktion ausübt und deshalb besonders in den um Kürze und Einprägsamkeit bemühten Darstellungen eine große Verführung darstellt.²³

Der durch Hayden White und andere breitenwirksam skandalisierten Einsicht, dass solche ›geschichtsförmigen‹ Darstellungen mehr mit unserem kognitiven Apparat als mit der Wirklichkeit zu tun haben, wird in solchen Darstellungen definitiv nicht Rechnung getragen. Überhaupt führte die generelle erkenntniskritische Erschütterung der Postmoderne – etwa im Dekonstruktivismus und verwandten Ansätzen – eher dazu, provokante Gegen-Geschichten zu erzählen, als dazu, das unterhaltsame Geschichtenerzählen überhaupt einmal sein zu lassen – oder es wenigstens zu versuchen. Was sagt das über unser Fach aus?

III. Was wir wissen können, oder: Über den Status von Empirie in der Literaturwissenschaft

Zu den bekannten philologischen Tugenden gehört die Präzision im Detail – und zu den bekannten Lastern die Neigung zu bisweilen großen Sprüngen in der Konstruktion größerer Zusammenhänge. Auch das ist ein Gemeinplatz: dass literaturwissenschaftliche Argumentation in erster Linie in einer illustrierenden Aufzählung der positiven Evidenz besteht und ein Bewusstsein der Verpflichtung, auch der These widersprechende Evidenz aufzuführen und zu diskutieren, bei den Forschenden in der Regel minder stark ausgeprägt ist. Das gilt insbesondere für contra-intuitive Empirie, die sich von vornherein nicht bequem in die biologisch und kulturell vorstrukturierten Erwartungen fügt, sondern ein neuerliches Nachdenken nötig machen würde.

Ich glaube, dass ein – im starken Sinne – *unvoreingenommenes* Nachdenken über komplexe kulturelle Phänomene tatsächlich schwierig ist und dass sich von der allgemeinen ›Geschichtsförmigkeit‹ (zumal verkürzender) literatur-

²³ Erfreuliche Widerstandskraft beweisen Peter J. Brenner, *Neue deutsche Literaturgeschichte. Vom »Ackermann« zu Günter Grass*. Berlin, New York 3., überarb. u. erw. Aufl. 2011, S. 89, und Christoph Jürgensen/Ingo Irsigler, *Sturm und Drang*. Göttingen 2010, S. 69–71. Diese Beispiele zeigen, wie auch auf engstem Raum verantwortliche Darstellungen möglich sind.

geschichtlicher Darstellungen nicht ohne Weiteres wird Abstand nehmen lassen. Aber ich glaube auf der anderen Seite auch, dass empirische Erkenntnisse, sofern sie erhältlich sind (und im Fall der Werther-Selbstmorde sind sie das in erheblichem Maße), adäquat in solche Darstellungen integrierbar sind und folglich auch integriert werden *sollten*. Frappierend an dem hier gewählten Beispiel ist zum einen, dass kaum jemand sich je die Mühe macht, die historischen Gegebenheiten überhaupt genauer zu erforschen, und zum anderen, dass selbst, wenn einschlägige Erkenntnisse vorliegen, weil einzelne sich diese Mühe doch gemacht haben, dies keinerlei Wirkung zu haben scheint. Die Durchschlagkraft der Nachforschungen Hölters und Andrees ist aufs ganze Fach besehen nahe Null (im Fall von Andree sogar innerhalb der eigenen Studie). Da ich kein Anhänger eines biologischen Determinismus bin und also die Verführungskraft der dargestellten kognitiven Tendenzen nicht als unausweichliches Schicksal ansehe, meine ich: Das muss auch anders gehen.

Die mangelnde Durchschlagkraft solcher empirischer Erkenntnisse liegt m. E. vor allem darin begründet, dass es in der gegenwärtigen Selbstauffassung der literaturwissenschaftlichen Disziplinen kein ausreichendes Bewusstsein dafür gibt, dass geschichtliche Darstellungen überhaupt größtmögliche Wirklichkeitsadäquatheit erreichen sollten, sondern dass im Gegenteil ein bequemer unausgesprochener Konsens darüber herrscht, dass es ›nicht so drauf ankommt‹ und im Zweifelsfall immer die ›gute *story*‹ den Vorrang genießt. – Und damit sind berufsständische kulturelle Konventionen angesprochen, die grundsätzlich verhandelbar sind.

Die Literaturwissenschaft begreift sich gegenwärtig noch immer als eine vornehmlich interpretierende, d. h. ›verdolmetschende‹, kulturvermittelnde Institution. Dass damit ein realer gesellschaftlicher Auftrag bedient wird, will ich gar nicht anfechten. Das Problem liegt vielmehr darin, dass die Erfüllung dieser kulturellen Funktion häufig als mit der Erfüllung wissenschaftlichen Standards unvereinbar aufgefasst wird. Zwar versteht sich die Literaturwissenschaft durchaus als »historische Wissenschaft«, dieses Selbstverständnis wird jedoch häufig in expliziter Abgrenzung von den sogenannten »empirischen Wissenschaften« formuliert, und damit soll meist nicht nur ein Unterschied in der Art der primären Methoden, sondern auch ein prinzipieller Unterschied in der Art der zu erlangenden Erkenntnisse ausgedrückt werden. So erscheint schon das Bestreben, etwas überhaupt als verbürgtes Wissen festzulegen (das nicht durch immer wieder neue ›Lektüren‹ oder ›Lesarten‹ der Veränderung unterliegt), geradezu als eine Verkennung der eigentümlichen Beschaffenheit literaturwissenschaftlicher Erkenntnis. »Eine szientifische Literaturwissenschaft« könne es »nur um den Preis des Verlusts jener kommunikativen Offenheit geben, die den Lebensnerv aller *Verständigungswissenschaften* [...] bildet«, meinten z. B. im Jahr 1982 die Autoren einer programmatischen Sammelbandeinleitung; die »ureigensten Funktionen« der Literaturwissenschaft beständen aber doch darin, »Vermittlungen zwischen Überlieferung und Gegenwart, zwischen ästhetischem Gebilde und Leser herzustellen, die zum Erkennen und Begreifen literarischer Erfahrung beitra-

gen«.²⁴ Das mag in dieser Explizitheit etwas *démodé* klingen, und die kulturelle Bedeutung der akademischen Auseinandersetzung mit Literatur wird heute wohl nur noch selten so entschieden beschworen. Die damit zusammenhängende Auffassung aber, dass der hermeneutische Auftrag der Literaturwissenschaft zu ihrer Wissenschaftlichkeit in einem grundsätzlichen Widerspruch stehe und szientifische Kriterien wie die »der Widerspruchsfreiheit, der Subjekt-Objekt-Trennung und der terminologischen Reinheit« deshalb eine nachgeordnete Rolle zu spielen hätten,²⁵ hat sich als latenter Grundkonsens bis heute erhalten. Auch der Primat der Gegenwartsverknüpfung beherrscht – wenn auch nun in der Regel unausgesprochen – noch immer die literaturwissenschaftliche Praxis, und strikt historistisch-rekonstruktive Unternehmungen, die auf eine »vermittelnde« Deutung des historischen Materials verzichten, machen sich schnell eines platten »Positivismus« verdächtig. Im *Manifest Geisteswissenschaft* (2005) wurde mit Verweis auf »die Aufgabe der Geisteswissenschaften«²⁶ im Rahmen einer kulturellen Selbstvergewisserung schließlich sogar eine »Ersetzung des historischen Paradigmas durch ein philosophisches« vorgeschlagen (und zwar »bei gleichzeitiger Wiederbesinnung der Philosophie auf ihr systematisches Wesen«),²⁷ womit Fragen die historische Gegenstandswelt und deren akkurate Beschreibung betreffend explizit zugunsten einer vergegenwärtigenden²⁸ Auseinandersetzung in den Hintergrund abgedrängt werden.

Nun wird man freilich auch im Hinblick auf die rein kulturvermittelnde Funktion literaturwissenschaftlicher Darstellungen (für irgendwelche Bachelor-Studenten, die die Universität nach sechs Semestern sowieso wieder verlassen, oder auch für die breite Öffentlichkeit) fragen müssen, mit welchem Recht lieber Mythen weiterkolportiert statt halbwegs adäquate Forschungsergebnisse präsentiert werden, und ich nehme auch nicht an, dass die hier zitierten Positionen dergleichen befürworten würden. Aber diese theoretischen

²⁴ Dietrich Harth, Einleitung. Strukturprobleme der Literaturwissenschaft. In: Ders./Peter Gebhardt (Hg.), Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden. Stuttgart 1982, S. 1–7; hier S. 6.

²⁵ Ebd.

²⁶ Carl Friedrich Gethmann u. a., Manifest Geisteswissenschaft. Hg. v. der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 2005, S. 13; online verfügbar unter: <http://edoc.bbaw.de/volltexte/2007/418/pdf/211fq1F5Q8k8U.pdf>.

²⁷ Ebd., S. 14.

²⁸ Das »systematische Wesen« der Philosophie (und der erwünschten zukünftigen Geisteswissenschaft insgesamt) wird ausdrücklich als Gegenentwurf sowohl zum rein deskriptiven Verfahren der historischen Wissenschaften (wie in der bloßen »Philosophiegeschichte bzw. der Philosophiegeschichtsschreibung«; Gethmann [Anm. 25], S. 9) als auch zum fortschreitenden Wissensgewinn in den Naturwissenschaften verstanden: »zum Fortschritt in den Geisteswissenschaften« gehöre vielmehr »der ständige Dialog mit Einsichten der Vergangenheit. Alter entwertet nicht; Aristoteles bleibt in der Philosophie als ein systematischer Zugang, Gegenwartsprobleme zu erörtern, stets gegenwärtig«; ebd., S. 23.

Positionen artikulieren in besonders zugespitzter Weise genau jenes problematische geisteswissenschaftliche Selbstverständnis, das m. E. dafür verantwortlich ist, dass es nicht nur vermehrt zu solchen Fehlleistungen kommen kann (selbst unter Forschern, die erklärtermaßen eine andere Wissenschaftsauffassung vertreten), sondern dass solche Fehlleistungen zudem in hohem Maße toleriert werden, wenn sie nicht sogar – eben weil es sowieso nicht um präzise Wahrheiten, sondern primär um die einleuchtende ›Vermittlung‹ geht – einen gewissen Erwünschtheitsstatus genießen. Zu den in unserem Fach bewusst vernachlässigten Szientifitätskriterien gehört eben auch, dass wissenschaftliche Annahmen durch Empirie irritierbar sein müssen, und genau an diesem Punkt versagt eine Literaturwissenschaft, die »ungeprüft scheinbare Fakten [kolportiert]«. ²⁹

Meine Ausführungen sind folglich zu verstehen als ein Plädoyer für eine methodologische Neubesinnung in unserem Fach, die der historischen Empirie einen grundsätzlich anderen Stellenwert einräumt, als ihr im gegenwärtigen disziplinären Selbstverständnis zukommt. Es ist nicht egal, ob es *so* oder *so* war; das erste Anliegen einer historischen Wissenschaft kann nur sein, die historisch-realen Ereignisse möglichst zutreffend darzustellen und in ihrer multifaktoriellen Komplexität wenn auch nicht immer vollständig zu erfassen, so doch wenigstens systematisch vorzusehen und die gewählten Darstellungsmodi daraufhin zu optimieren. Über dieses *Ziel* wenigstens sollte ein Konsens hergestellt werden können; über die Schwierigkeiten, es auch zu erreichen, wäre im jeweiligen Einzelfall nachzudenken. Das Beispiel der nahezu unbeirraren Rede von den Werther-Selbstmorden scheint mir allerdings ein Beleg dafür zu sein, dass es schon an einem verlässlichen Konsens über dieses Ziel derzeit gebricht, und darüber sollte zu streiten sein.

Dr. Katja Mellmann, Georg-August-Universität Göttingen, Institut für deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, D-37073 Göttingen; E-Mail: katja.mellmann@phil.uni-goettingen.de

²⁹ Hölter (Anm. 4), S. 43.